



Stephanie Zibell

Die Leich' kommt gleich!

Mörderisch-Skurrile Weihnachtsgeschichten rund ums Mittelrheintal

**Für
Friederike und Joachim**

Inhalt

Alle Jahre wieder...

Der tote Mönch von Eberbach

Ort: Kloster Eberbach/Zeit: Gegenwart

Der Weihnachtsüberfall

Ort: Wiesbaden, Eltville/Zeit: Gegenwart

Die Weihnachtsfeier

Ort: Ein Örtchen irgendwo am Rhein/Zeit: Gegenwart

Die Weihnachtsplätzchen der Madame Rouge-Fontaine

Ort: Mainz/Zeit: 1910-1911

Assmannshäuser Festtagsschmaus

Ort: Assmannshausen, „Flaschenhals“/Zeit: 1918, 1965, Gegenwart

Weihnachtsfest des Wahnsinns

Ort: Heil- und Pflegeanstalt Eichberg/Zeit: 1884

Weihnachtstanz auf dem Marienberg

Ort: Boppard/Zeit: Gegenwart, 1898

Der Nikolaus wohnt jetzt im Mond

Ort: Mittelheim/Zeit: Gegenwart

Der falsche Hase

Ort: Irgendwo bei Wiesbaden/Zeit: Gegenwart

Das Hallgarten-Massaker

Ort: Hallgarten/Zeit: Gegenwart

Die Zahnreißer von Kaub

Ort: Kaub/Zeit: Finsteres Mittelalter

Die Weihnachts-Waschstraße

Ort: Irgendwo in Wiesbaden/Zeit: Gegenwart

Der Höllenflug

Ort: Kalte Herberge, Rheingau-Gebirge/Zeit: 1931

Giftige Weihnachten

Ort: Wiesbaden, Brauerei „Felsenkeller“/Zeit: 1948, Gegenwart

Die arme Sünderin

Ort: Frankfurt am Main/Zeit: 1770-1772

Die alte Frau und ihre Amsel

Ort: Wiesbaden/Zeit: Gegenwart

Der „Schlächter von Walluf“

Ort: Walluf/Zeit: Dezember 1924

Die „Bestie in Menschengestalt“

Ort: Sonnenberg bei Wiesbaden, Hochheim am Main/Zeit: 1898-1902

Der Schweinefraß

*Ort: Wiesbaden, Dorf bei Freiburg/Zeit: 1987-1988,
Gegenwart*

Die toten Weihnachtsmänner

*Ort: Oestrich, Rüdesheim und Kloster Eberbach/Zeit:
Gegenwart*

Malchen geht nach Bethlehem

Ort: Lorchhausen/Zeit: Gegenwart

Nachwort

Die Autorin

Alle Jahre wieder...

...Weihnachten. Das Fest der Liebe und der Besinnung, des kleinmütigen Gebens und großzügigen Nehmens, der rauschenden Kalorienschlachten, der strahlenden Lichter, der blitzenden Messer, des spritzenden Blutes und des namenlosen Schreckens. Ja, das alles ist Weihnachten.

Die Menschen, von denen in diesem Büchlein die Rede ist, wissen, wovon ich spreche, denn sie sind die Protagonisten des Grauens und Schauerns, des Greinens und Weinens, des Krachens und Lachens entlang des Mittelrheintals.

Tatsächlich spielen die hier abgedruckten Geschichten - es sind keineswegs nur Krimis, sondern auch fröhliche oder anrührende Stories - (fast) alle an Orten, die es tatsächlich gibt, und die unbedingt eines Besuchs wert sind. Dazu gehört selbstverständlich das alte Mainz, das berühmte Kloster Eberbach, die Burg Gutenfels bei Kaub, das Gebiet des „Freistaats Flaschenhals“ zwischen dem Bodenthal bei Lorch und dem Rossstein bei Kaub, Boppard mit der einstigen Kuranstalt Marienberg, der „Zange“ genannte „Berg“ über Hallgarten oder der Leinpfad zwischen Walluf und Eltville.

Darüber hinaus beziehen sich zumindest einige Geschichten auf Ereignisse, die sich tatsächlich in der Region abgespielt haben, wie zum Beispiel der Flugzeugabsturz auf der Hallgartener Zange, die Auslöschung einer ganzen Familie mit einem gut geschärften Brotmaschinenmesser im Rheinhessischen, der grausame Kindermord in Frankfurt am Main, den Johann Wolfgang von Goethe im „Faust“ aufgriff,

oder das Bestehen der nach dem Ersten Weltkrieg eingerichteten, zeitweise hermetisch abgeriegelten Grenze zwischen dem „Freistaat Flaschenhals“ und dem (französisch) besetzten Teil Deutschlands, wozu beispielsweise Assmanshausen zählte.

Niemand, der diese Geschichten liest, muss die Region wirklich kennen, um mit den Protagonisten mit zu fiebern. Wichtig ist nur, dass der Leser Lust hat, sich auf die Stories einzulassen. Dann kann er - wenn er mag - im Geiste eine Rheinreise machen, er kann die Orte des Geschehens aber auch unberücksichtigt lassen und sich einfach nur auf die Erzählung einlassen.

In diesem Sinne - Viel Spaß beim Lesen und natürlich ein frohes und unbeschwertes Weihnachtsfest!

Stephanie Zibell

Der tote Mönch von Eberbach

Schauplatz: Kloster Eberbach

*Basilika, Kloster Eberbach, 16.00 Uhr, 24. Dezember
(Heiligabend)*

Der Mönch lag der Länge nach auf den eiskalten Fliesen inmitten der Basilika. Arme und Beine waren weit abgespreizt, der Blick fest auf den Boden geheftet. Der Körper steckte in einer Kapuzenkutte aus dickem, dunkelbraunem Stoff, die Füße in Wollsocken und ausgetretenen Halbschuhen.

In der schummrigen, nur von Kerzen erleuchteten Basilika war es so kalt, dass selbst der Atem gefror. Doch der Mönch rührte und regte sich nicht. Schon vor einer Stunde hatte er so dagelegen. Jetzt aber würde er weichen müssen. Um 18.00 Uhr begann nämlich der Weihnachtsgottesdienst, der jedes Jahr von einer anderen Rheingauer Pfarrgemeinde gestaltet wurde.

In diesem Jahr war der Pfarrer aus Oestrich-Winkel an der Reihe. Ein sehr junger Mann, ganz frisch aus dem Seminar. Für ihn war es das erste Mal und entsprechend groß seine Nervosität. Es sollte doch alles klappen, alles hundertprozentig sein. Seit Wochen bereitete er sich auf den großen Tag vor, ging die Zeremonie immer wieder Schritt für Schritt durch, probte die Predigt, die Gebete und die Lieder. Einen wie diesen Mönch, der mitten im Weg lag, konnte er heute ganz und gar nicht gebrauchen.

Mit großen Schritten eilte er auf den Mönch zu, beugte sich zu ihm hinab und legte ihm vorsichtig die Hand auf die Schulter. Sie fühlte sich eiskalt an.

„Verzeihen Sie, ehrwürdiger Bruder,“ sagte er leise, „aber Sie müssen Ihre Meditation für heute beenden. Es ist Heiligabend, und in Kürze kommen die Gläubigen aus allen Orten der Umgebung, damit wir hier gemeinsam das Christfest feiern können.“

Der Mönch reagierte nicht.

„Lieber Bruder,“ sagte der Pfarrer, nun etwas lauter, „Sie müssen Ihr Gespräch mit Gott an einem anderen Ort fortsetzen. Kommen Sie, ich helfe Ihnen auf, denn Ihre Gliedmaßen sind durch die Kälte sicherlich schon ganz steif geworden.“

Der Pfarrer griff nach dem Arm des Mönchs.

Dann ertönte ein markerschütternder Schrei, der von den Wänden der Basilika tausendfach zurückgeworfen wurde.

Der Mönch...

Der Arm...

Der Arm des Mönchs...

... war nicht mit seinem Rumpf verbunden...

Der Pfarrer hielt den Arm des Mönchs in den Händen!

„Oh Gott, oh Gott, ohgottohgott... was habe ich bloß getan!“ stöhnte der Pfarrer, kreidebleich im Gesicht und mit Knien wie Wackelpudding.

„Bruder, ich wusste nicht, dass Sie nur einen Arm haben,“ entschuldigte er sich. „Vergeben Sie mir! Ich hätte nicht so fest an Ihrem Arm ziehen dürfen, dass sich die Prothese löst... Bitte, bitte verzeihen Sie mir!“

Der Mönch sagte nichts.

„Bruder, ich bin jetzt vorsichtiger. Das verspreche ich!“ In der Stimme des Pfarrers schwang Hysterie.

Beim nächsten Versuch, dem Mönch auf die Beine zu helfen, kullerte der Kopf aus der Kapuze.

Der Pfarrer sank auf einen Stuhl.

„Bruder,“ sagte er zum dem Totenschädel, „jetzt wäre es an der Zeit, die Polizei zu rufen. Es ist nicht normal, wenn Mönche mit abgetrennten Gliedmaßen am Weihnachtstag in der Proskynese in der Basilika von Kloster Eberbach liegen.“

Der Mönch grinste. Da war sich der Pfarrer sicher.

„Bruder,“ sagte er, „es gehört sich nicht, sich über einen Kollegen lustig zu machen. Ich muss heute den Weihnachtsgottesdienst halten. Es ist das erste Mal für mich, und es ist eine große Ehre für einen jungen Gottesmann, das wissen Sie, nicht wahr?“

Der Mönch glotzte den Pfarrer mit toten Augen an.

„Wenn ich jetzt die Polizei rufe, habe ich alles umsonst gemacht. Wochenlange Vorbereitungen und Proben für nichts.“ Der Pfarrer war verzweifelt.

Der Mönch ließ ein Bein umfallen.

„Herrje,“ sagte der Pfarrer, während er sich die Tränen aus den Augen wischte, „das Bein gehört also auch nicht mehr zu Ihnen. Mit Verlaub, Bruder, es scheint, als wären Sie nichts weiter als ein Bausatz. Sie bestehen nur noch aus Einzelteilen.“ Sein betäubter Blick glitt über den Fuß des

Mönchs, der jetzt – mit der Schuhspitze – auf eine in der Wand der Basilika eingelassene Grabplatte wies.

Meine Güte! Der Pfarrer schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn, das war doch die Lösung! Die Grabplatte dort, das hatte er neulich im Fernsehen im Zuge eines Berichts über das Kloster gesehen, war gar nicht echt, sondern ein Gips-Imitat! Um den Besuchern Eberbachs zeigen zu können, wie so ein Grab aussah.

Was, wenn er den Bruder Bausatz dort verstecken würde? Dann könnte er seinen Gottesdienst gänzlich ungestört abhalten. Die Polizei konnte er anschließend immer noch rufen. Allerdings würde es ihm auch nichts ausmachen, wenn irgendwelche Kloster-Führer oder neugierige Touristen den geheimnisvollen Mönch eines Tages entdeckten.

Der Mönch schwieg dazu.

Da der Pfarrer keine Zeit mehr zu verlieren hatte, packte er zunächst die Arme des Mönchs und rannte zu dem Schaugrab, das sich im Übrigen ganz leicht öffnen ließ. Sodann warf er zunächst den einen, dann den anderen Arm hinein.

Als er sich umdrehte, um zu den restlichen Einzelteilen des Mönchs zurückzukehren, stand er plötzlich seinem Kirchenvorsteher und seinem Küster gegenüber.

„Um Himmels Willen,“ stammelte der Kirchenvorstand, „Herr Pfarrer, bei was für einem gottlosen Tun ertappe ich Sie da?“ – „Hören Sie,“ antwortete der Pfarrer mit gepresster Stimme, „der Kerl liegt seit Stunden tot auf dem Boden der Basilika. Ich weiß nicht, wer den Mann, der nur noch aus Einzelteilen besteht, hier drapiert hat. Ich weiß nur, dass gleich der Weihnachtsgottesdienst beginnt, und bis dahin muss der Bursche hier verschwunden sein. Es sei

denn, Sie wollen, dass es einen Skandal gibt, in den Ihre Kirchengemeinde verwickelt ist.“

Nein, nein, nein-nein-nein, das wollte der Kirchengenossener ganz bestimmt nicht. Und deshalb wies er den Küster an, dem Pfarrer zu helfen. Er selbst schleppte den Kopf des Mönchs zu der Grabstelle. Sodann verschlossen sie das Grab, was nicht ganz einfach war, denn der Mönch hatte schlicht und ergreifend nicht die passende Größe für die Grabnische. Er war viel zu groß, weshalb der Pfarrer, der Kirchengenossener und der Küster drücken und pressen und quetschen mussten, bis sie die Gipsplatte wieder verschließen konnten. Schön war es nicht, das Knacken der Knochen sowie das Reißen der Muskeln und Sehnen des Mönchs hören zu müssen...

Basilika, Kloster Eberbach, 18.00 Uhr, 24. Dezember (Heiligabend)

Doch schließlich war es vollbracht, und der Weihnachtsgottesdienst konnte beginnen.

Auch wenn die Basilika eiskalt war, weil sie nicht beheizt werden konnte, und die meisten Gottesdienstbesucher vor Kälte deshalb mit den Zähnen klapperten und sich Hände und Füße rieben, damit sie in der Kälte nicht abstarben, lief drei Menschen der Schweiß von der Stirn.

Ganz besonders, als sich während der Predigt der Verschluss der Grabplatte zu öffnen begann...

Der Pfarrer, der das bemerkte, versuchte, den Kirchengenossener, der sich extra auf dem Sitzplatz neben dem Grab platziert hatte, auf den Vorgang aufmerksam zu machen. Derweil er über die Gnade der Geburt des Herrn Jesus predigte, deutete er mit der rechten Hand immer wieder in Richtung Grabplatte. Hoffentlich kapierte dieser

Kirchenvorsteher bald, was für ein Drama sich gerade anbahnte... Er musste es doch begreifen...

... und dann schwang die Platte auf, und die Einzelteile des Mönchs stürzten zu Boden...

Der Pfarrer schrie, schrie, schrie; die Gemeinde schrie, schrie, schrie; die Vertreter der Presse knipsten, knipsten, knipsten...

Pfarrhaus Oestrich-Winkel, 23.57 Uhr, 23. Dezember

Der Pfarrer saß schreiend in seinem Bett, das Gesicht Schweiß überströmt, der Pyjama durchgeschwitzt. Es dauerte einen Moment, bis er begriff, wo er war. Zu Hause. Daheim in seinem Schlafzimmer.

Der Weihnachtsgottesdienst war erst morgen...

Der Weihnachtsüberfall

Schauplätze: Wiesbaden und Eltville

Wiesbaden-Innenstadt, 24. Dezember (Abend)

Sie hatte sich extra schick gemacht für diesen Weihnachtsgottesdienst: den besten Mantel angezogen (Loden; vom Stoff her weitgehend zeitlos, bezüglich des Schnitts leider nicht mehr der neueste Schrei; sie hoffte aber, dass es ihr der liebe Gott nachsehen würde, wenn sie nicht aussah, wie aus einem aktuellen Modekatalog entstieg...), den eleganten Seidenschal umgelegt (der wirklich schick war, aber leider nicht besonders wärmte, was ihr in der eher kühlen Kirche ziemlich schnell bewusst wurde), das flotte graue Velours-Hütchen aufgesetzt (das sie, wie sie fand, ziemlich verwegen trug) und die gefütterten Lederhandschuhe übergezogen (die nicht nur wärmten, sondern auch die Gichtknoten an ihren Fingern verbargen).

Sie war die letzte gewesen, die die Kirche verlassen hatte. Ganz langsam war sie in Richtung Ausgang geschlurft; immer fest auf ihren Rollator gestützt. Kaum, dass sie das Kirchenportal durchschritten hatte, war die Tür vom Küster auch schon zugeschlagen und sorgfältig verriegelt worden. Wie alle anderen wollte auch er jetzt möglichst schnell nach Hause, um den Heiligen Abend – im Kreise seiner Familie – gebührend zu feiern.

Sie selbst hatte es nicht eilig. Niemand wartete auf sie. Schon lange nicht mehr. Seit ihr Mann nach fast

fünfzigjähriger Ehe verstorben war, hatte sie ihre Wohnung aufgeben und in ein Heim gehen müssen. Sie konnte sich allein einfach nicht mehr versorgen. Natürlich hatte sie Kontakt zu ihrem Sohn, der mit seiner Familie in Eltville lebte, also ganz in der Nähe Wiesbadens. Aber die Verbindung war nicht übermäßig eng. Sie telefonierten hin und wieder, und ab und zu kam er mit seiner Frau und den Enkeln für ein paar Stunden zu Besuch.

Nur an Weihnachten gestaltete sich die Situation ein bisschen anders. Vom schlechten Gewissen geplagt und mehr als halbherzig bot ihr Sohn ihr regelmäßig an, sie über die Feiertage zu sich zu holen. Aber darauf konnte sie nun wirklich verzichten. Das wäre nichts weiter als Heuchelei und Krampf gewesen. Nein, da erschien es ihr schon besser, gleich im Heim zu bleiben.

Auch dort wurde Weihnachten gefeiert. Die Mitarbeiter gaben sich stets große Mühe, die Festlichkeit ansprechend zu gestalten. Der Speisesaal war weihnachtlich dekoriert; es wurde gesungen, die Pfarrer der beiden großen christlichen Kirchen kamen zu Wort - und dann war Schluss! Um spätestens 15.00 Uhr sollten alle auf ihren Zimmern sein, weil das Personal nach Hause wollte. Nur eine meist schlechtgelaunte Notbesetzung verblieb im Heim.

So war es auch heute gewesen. Erst hatten diejenigen, die noch einigermaßen wegefähig waren, den Saal verlassen. Dann kümmerte sich das Personal um diejenigen, die irgendwie gestützt, geführt oder gefahren werden mussten. Sie hatte sich die Parade der Maroden, Halbdebilen und Totaldementen genau angesehen und gedacht, dass sie die Mitarbeiter nur zu gut verstehen konnte: Wenigstens an diesem Tag mal weg von diesen Gestalten!

Deshalb hatte sie sich am späten Nachmittag aufgerafft und war mit einem der letzten Busse – der Linienverkehr wurde am 24. Dezember von 17.00 bis 22.00 Uhr eingestellt – in die Stadt gefahren und sich auf den Weg zur Marktkirche begeben; einer wunderbaren, aus Ziegelsteinen erbauten evangelischen Kirche im Herzen der Wiesbadener Innenstadt.

Niemand hatte bemerkt, dass sie das Heim verlassen hatte. Selbstverständlich bestand für die Heimbewohner, sofern sie noch mobil und rüstig genug waren, kein Ausgehverbot. Aber die Leute sollten sich bei der diensthabenden Pflegekraft abmelden, um unnötige Aufregung zu vermeiden. Sie hatte aber keine Lust gehabt, der Pflegerin Bescheid zu sagen, zumal die nicht im Schwesternzimmer gesessen hatte, sondern irgendwo auf der Station unterwegs gewesen war. Sie wollte weder warten, bis die Frau wieder zurück war, noch sie suchen.

Außerdem hätte sie sonst ihren Bus verpasst. Deshalb war sie einfach so gegangen, ohne sich abzumelden.

Jetzt, nach dem Ende des Weihnachtsgottesdienstes, musste sie sich, wegen des eingestellten Busverkehrs, ein Taxi nehmen, um nach Hause zu kommen. Aber irgendwie hatte sie noch keine Lust. Leider hatte der Weihnachtsmarkt längst geschlossen, weil auch die Marktbesucher in Ruhe ihren Heiligabend begehen wollten. Deshalb gab es nichts mehr zu sehen,

nichts mehr zu essen und nichts mehr zu trinken. Keinen Glühwein, keinen heißen Apfelwein, keine gebrannten Mandeln und kein Magenbrot. Nichts. Allein die Krippe mit den lebensgroßen Figuren direkt am Rathaus konnte noch ungehindert bestaunt werden. Also ging sie dort hin und bewunderte in Ruhe und Ausgiebigkeit – Zeit und Muße hatte sie schließlich mehr als genug – das Christuskind,

Maria und Josef, die Hirten und die Tiere, die eigentlich in dem Stall lebten, den sie jetzt mit diesem Jesus und seinen diversen Gästen teilen mussten; ob sie nun wollten oder nicht.

„Na, Oma, wie wär's mit ein bisschen Weihnachtsgeld für die drei Weisen aus Wiesbaden?“

Eine schwere Hand krachte auf ihre Schulter. Entsetzt und zugleich voller Schrecken blickte sie auf. Großer Gott! Dem Kerl hätte sie nicht einmal am helllichten Tag auf einem Polizeirevier begegnen mögen, so furchteinflößend sah der aus. Er trug eine grüne Bomberjacke, darunter einen Kapuzenpulli und auf dem Kopf eine Kappe, deren Schirm in seinem Nacken hing. Sein Gesicht war das eines brutalen, rücksichtslosen und ordinären Schlägers, der vor nichts zurückschreckte. Flankiert wurde er von einer jungen Frau, die keinen Deut vertrauenerweckender aussah. Gleiches galt für den dritten im Bunde, einen Burschen, der garantiert noch ein Teenager war und an einem solchen Tag wie heute, also am Weihnachtsabend, eigentlich mit Mama und Papa vor dem Tannenbaum sitzen und Geschenke auspacken sollte.

„Ich habe nicht viel,“ krächzte sie, „höchstens 50 Euro.“

„Dann lass mal rüberwachsen, Oma,“ forderte der Schläger. „Und guck' nach, ob du nicht doch noch mehr in der Tasche hast. Wär' nicht gut für dich, wenn ich herausfinde, dass du uns bescheißen willst, Alte.“

Vor lauter Angst und Aufregung zitterten ihre Finger so sehr, dass sie ihre Handtasche nicht aufbekam.

„Gib her, Oma,“ sagte die Frau, „die Tasche brauchst du sowieso nicht mehr.“

Die junge Frau zerrte ihr die Tasche vom Arm. Dadurch geriet sie ins Wanken und wäre beinahe gefallen. Lieber Gott, dachte sie, nun habt ihr doch, was ihr wolltet. Jetzt verschwindet doch einfach! Haut um Gottes Willen endlich ab, und lasst mich in Ruhe!

Doch den Gefallen taten ihr die drei nicht. Stattdessen durchforsteten sie in aller Ruhe ihre Handtasche, leerten das Portemonnaie aus, in dem sich tatsächlich nicht mehr als 50 Euro und ein wenig Kleingeld befanden, und inspizierten schließlich ihre Briefftasche, in der sie ihren Personalausweis, ihre Gesundheitskarte, die Terminliste für die nächsten Behandlungen beim Physiotherapeuten, ein paar Familienfotos, ein kleines Adressbuch und einige Karten aufbewahrte, die sie im Heim für dies und das benötigte.

„Komm, Oma, mach' nicht einen auf arm und doof. Wo ist deine Kreditkarte? Wenigstens eine EC-Karte wirst du doch haben, hä?“

Sie schüttelte den Kopf. „Habe ich nicht, wirklich. Ich lüge nicht.“

„Die Oma hat aber Verwandtschaft. Guck mal hier. Ein Söhnchen und ein paar Enkelchen,“ sagte die junge Frau und wedelte mit den Fotos, die sie in der Briefftasche gefunden hatte.

„Die wollen doch bestimmt ihre liebe Oma unversehrt wiederhaben, meint ihr nicht?“

„Voll krasse Idee, echt!“ rief der Teenager und klopfte der jungen Frau bewundernd auf den Rücken. „Wir entführen die Oma und erpressen die Family! Megageil!“

„Das ist wirklich super!“ sagte der Schläger. „Das machen wir!“

Das war zu viel für sie. Sie spürte, wie ihr schwarz vor Augen wurde, und die Beine unter ihr wegsackten.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf einer Matratze, die zum Gotterbarmen stank und mit einem fleckigen Laken bezogen war. Das ganze Zimmer roch muffig. Die Tapeten waren alt und an den Nähten aufgeplatzt. Mobiliar gab es kaum. Nur die Matratze, auf der sie lag, ein Sofa, einen Stuhl und einen wackeligen Tisch. Und auf dem stand – und darüber staunte sie wirklich und wahrhaftig nicht schlecht! – ein abgrundtief hässlicher, bunt blinkender Plastikweihnachtsbaum, der sich in einer Tour drehte und sowas ähnliches wie „Jingle Bells“ plärrte! Daneben flackerte eine Kerze, die in einem ziemlich kitschig bemalten Glas mit pseudo-weihnachtlichen Motiven stand. Selbst Leute wie ihre Entführer wollten es anscheinend ein wenig weihnachtlich haben.

„Na, Oma, wieder da?“ fragte der Schläger, der neben ihrer Matratze hockte und Glühwein Marke „Christkindl“ direkt aus der Flasche trank.

„Sag mal, was hast du denn eigentlich für einen Kacksack von Sohn?“ wollte die junge Frau wissen.

„Was?“ fragte sie, und dachte sich insgeheim, dass die Frau mit der Einschätzung, ihr Sohn sei ein „Kacksack“, gar nicht so falsch lag.

„Ich hab' ihm gesagt, wenn er dich unversehrt wieder haben will, soll er uns 50.000 in kleinen gebrauchten Scheinen bringen, und zwar ein bisschen zackig. Und weißt du, was der gesagt hat? Dass er dich gar nicht wiederhaben will! Weder unversehrt noch sonst wie! Du würdest ein Schweinegeld kosten. Jeden Monat müsste er ein paar Tausend Euro für dein Heim abdrücken. Von ihm aus könnten wir dich direkt platt machen.“

„Das... das hat er wirklich gesagt?“ presste sie ungläubig hervor.

„Ja, echt, voll hammerhart,“ bestätigte der Teenager.

Sie stöhnte und ließ sich zurück auf die Matratze sinken.

„Oma, jetzt dreh' nicht schon wieder ab!“ sagte die junge Frau und rüttelte an ihrer Schulter.

„Trink mal'n Schluck, dann geht es dir schon gleich viel besser.“ Der Schläger hielt ihr die fast leere Glühweinflasche hin. „Moment, ich mach' die grad' mal ein bisschen sauber.“

Fürsorglich wischte er mit seiner schmutzigen Hand über die Öffnung der Flasche.

„Danke,“ keuchte sie.

Eigentlich sollte das „Danke, nein“ bedeuten, aber dann griff sie doch zu. Darauf kam es jetzt auch nicht mehr an. Schmierige Hände, bakterienverseuchte Matratzen, muffige Luft - und: dazu noch entführt, ohne Aussicht auf Befreiung! Schlimmer ging sowieso nimmer!

Insofern war ohnehin alles egal. Sie seufzte und setzte die Flasche an.

„Und was haben Sie jetzt vor?“ fragte sie und wischte sich, nachdem sie die Flasche auf einen Zug geleert hatte, über den Mund.

Alle drei zuckten mit den Achseln.

„Keine Ahnung,“ sagte der Schläger.

„Sowas haben wir noch nie erlebt,“ ergänzte die junge Frau.

„Nee, also echt nicht. Voll krass die Show,“ meinte der Teenager kopfschüttelnd.

„Eigentlich müsste man dem Scheißkerl mal einen fetten Denkkettel verpassen!“ sagte die junge Frau. „Ich mein', so geht man doch nicht mit seiner Mutter um. Und schon gar nicht am Weihnachtsabend!“

„Also, echt, das find' ich auch,“ bestätigte der Teenager.

„Na also, dann machen wir das doch!“ rief der Schläger. „Rächen wir die Oma!“

Rheinufer, Eltville, 25. Dezember (Morgen) Am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags ging ein Mann mit seinem Hund

in Eltville über den Platz von Montrichard in Richtung Kurfürstliche Burg. Als der Hund stehen blieb, um sich zu erleichtern, und Herrchen in der Tasche nach einer passenden Entsorgungstüte suchte, schlug ihm plötzlich jemand mit voller Wucht auf die Schulter.

„Ich wünsch‘ dir voll krasse Weihnachten, Alter,“ sagte ein sehr junger Mann, fast noch ein Teenager, der von einer ebenfalls noch jungen Frau und einem furchteinflößenden Typen mit einer Baseballkappe, deren Schirm ihm im Nacken saß, begleitet wurde.

„Und ich,“ sagte die junge Frau mit vor Wut funkelnden Augen, „ich wünsch‘ dir voll die verfurzten Arschweihnachten.“

„Kriegst auch ein schönes Geschenk von den drei Weisen aus Wiesbaden,“ ergänzte der Kerl mit der Kappe und verzog seine hässliche Schläger-Visage zu einem fiesen Grinsen.

Rheinufer, Eltville, 25. Dezember (Mittag)

Ein paar Stunden später entdeckten Spaziergänger am Eltviller Rheinufer einen an einer Bank in der Nähe der Kurfürstlichen Burg angebundenen Hund. Voller Empörung stürzte sich eine Frau auf das Tier.

„Wer macht den sowas!“ schimpfte sie, „einen kleinen Hund bei den Temperaturen draußen anzubinden!“

„Und das auch noch zu Weihnachten!“ pflichtete ihr eine andere Frau bei. „Wenn ich den Besitzer erwische, also, dann kann der aber was erleben!“

„Ich glaube,“ sagte ein Mann, „das könnte der da oben sein.“

Er zeigte zu den Zinnen der Mauer, die die Burg und ihren Garten umgab. Dort hing ein riesengroßer Nikolaussack, wie er in Kaufhäusern oder auf Weihnachtsmärkten als Deko

genutzt wurde. Nur quollen hier keine bunt eingepackten Geschenke heraus. In dem Sack steckte vielmehr ein Mann. Weil der Sack aber so groß war, guckte nur sein Kopf heraus.

Wenn man genau hinsah, konnte man erkennen, dass er einen Knebel im Mund hatte, weshalb er nicht mehr als ein kaum hörbares „Hm, hm, hmhmhm...“ von sich geben konnte.

Dazu zappelte er heftig mit offensichtlich gefesselten Händen und Füßen. Ungefähr in der Höhe der Gürtellinie des Mannes war ein Plakat auf der Außenseite des Sacks angebracht.

Mit ungelinken Buchstaben stand dort geschrieben:

„Kacksack“

Die Weihnachtsfeier

Schauplatz: Ein Örtchen irgendwo am Rhein

Irgendein Dezembertag vor Weihnachten (Zimmer des Sohns)

Schon wieder Weihnachten. Schon wieder dieses blöde Weihnachten im Kreis seiner megablöden Familie.

Uaaahhh... wenn er nur daran dachte, kriegte er schon Pickel. Dicke rote Weihnachtspickel...

Am liebsten wäre er an Weihnachten abgehauen. Irgendwohin. Hauptsache weg. An einen Ort, wo Omas und Opas, Mütter und Väter, Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen keinen Zutritt hatten!

Aber dieser Traumort blieb für ihn bis auf weiteres unerreichbar. Seine Mutter hatte ihm unmissverständlich klar gemacht, dass er – so lange er noch keine 18 war und seine Füße unter ihren Tisch streckte – Weihnachten zu Hause und mit der Familie verbringen musste!

Das war doch echt zum Kotzen, einfach nur zum Kotzen! Ihm wurde schon richtig übel, wenn er nur an den Heiligen Abend dachte.

*24. Dezember, nach 19.30 Uhr
(Weihnachtsgastgeberwohnzimmer, festlich geschmückt)*

Wie immer gab es Würstchen und Kartoffelsalat. Schweinewurst für alle außer für seinen Opa. Der kriegte nämlich Rindswurst, weil er Gicht hatte, und seine Cousine

Tine, dieses Pienzchen, bekam Tofuwurst, weil sie Veganerin war.

Am 24. Dezember lief sie deshalb mit feuerroten Plastikclogs auf. Außerdem trug sie fair- und bioproduzierte Klamotten und benutzte ein biodynamisch-ökologisch hergestelltes Deo, das offenbar schon vor Stunden versagt hatte.

Opa, der ein bisschen an Alzheimer litt, hatte - ausgerechnet heute! - sein Gebiss nicht finden können. Das machte es ein wenig schwierig, seine Ausführungen über seine Zeit als jugendlicher Liebhaber zu verstehen, was aber insofern nicht weiter problematisch war, als alle Anwesenden die Geschichten schon mindestens 4.000 Mal gehört hatten.

Oma hatte Opas Gebiss leider auch nicht finden können, weshalb der Haussegen bei den beiden - jedenfalls von ihrer Seite - ziemlich schief hing, zumal sie davon ausging, dass er die teuren Zähne ins Klo geschmissen hatte, weil er den ganzen Vormittag im Bad gewesen war, an der Toilettenspülung herumgespielt und außerdem eine ganze Packung Kukident im Spülkasten aufgelöst hatte.

Onkel Werner und der Vater hatten sich mal wieder darüber gestritten, wer von ihnen besser Autofahren und Einparken konnte und außerdem das schönere und qualitativ hochwertigere Fahrzeug besaß. Onkel Werner ereiferte sich bei dem Thema so sehr, dass er mit der Faust auf den Tisch hieb und dabei die Senftube erwischte, die daraufhin einen ordentlichen Schuss Senf ausspie, der auf Tante Annelies neuer weißer Bluse landete.

Tante Annelie, schon immer recht nah am Wasser gebaut, fing daraufhin zu heulen an.

Cousin Tom, der neben ihr saß, versuchte, den Senfbatzen mit Hilfe seiner Serviette von der mütterlichen Bluse zu entfernen, machte die Sache aber erwartungsgemäß nur noch schlimmer statt besser. Dank Toms Bemühungen war der Senf jetzt richtig schön über die halbe Bluse verteilt, woraufhin Tante Annelie noch mehr heulte.

Die Gastgeberin selbst war zur Salzsäule erstarrt. Mit weitaufgerissenen Augen und heruntergeklappter Kinnlade stierte sie aus dem Fenster und stammelte schließlich: „Da... da... da... Guckt mal da!“

„Was ist denn?!“ sagte ihr Mann ungehalten, drehte sich aber dennoch um – er saß mit dem Rücken zum Fenster – und folgte dem Blick seiner Frau. „Großer Gott!“ stieß er sodann aus.

Onkel Werner, der immer noch wütend auf seinen Schwager war und dem außerdem die Heulerei seiner Frau mächtig auf die Nerven ging, drehte sich schließlich ebenfalls um – denn er saß neben dem Gastgeber und damit ebenfalls mit dem Rücken zum Fenster – und glaubte, seinen Augen nicht zu trauen.

Schließlich starrten alle aus dem Fenster. Sogar Opa, dem es bei dem Anblick, der sich ihm dort bot, direkt die Sprache verschlug. Jedenfalls klappte er den Mund zu und hielt ihn auch bis auf weiteres. Selbst Tante Annelie hatte mitten in ihrem Heulkampf innegehalten, obwohl sie gerade dabei gewesen war, zur Höchstform aufzulaufen.

„Das ist doch die alte Frau Meier!“ schrie der Vater, der als erster die Sprache wiedergefunden hatte. „Ich denke, die ist über Weihnachten zu ihrem Sohn nach München gefahren?“

„Das hat sie zumindest gesagt,“ krächzte die Mutter. „Deshalb habe ich doch ihren Schlüssel.“

Wegen der Post und der Blumen und so.“